

Magdalène Lévy-Tödter
Dorothee Meer
(Hrsg.)

Hochschulkommunikation in der Diskussion



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Einleitung

Bereits 1975 leitete die Sprachwissenschaftlerin Brigitte Schlieben-Lange das Kapitel „Kommunikation an der Hochschule“ in ihrer Monographie zur „Linguistischen Pragmatik“ mit der erstaunten Feststellung ein, dass es noch „keine Analysen des Ablaufs von Kommunikation an der Hochschule“ gäbe. Im Weiteren entwickelt sie Fragestellungen, die ihrer Einschätzung nach für eine solche Analyse hochschulischer Lehr-Lern-Situationen entscheidend sein müssten.¹ Schaut man sich die Entwicklung im Bereich der Untersuchung hochschulischer Kommunikation während der vergangenen 32 Jahre an, so kommt man zu einem uneinheitlichen Bild: Zwar findet sich verstreut auf unterschiedliche sprachwissenschaftliche Teildisziplinen eine Vielzahl von Einzeluntersuchungen, die sich mit schriftlichen und mündlichen Formen hochschulischer Kommunikation auseinandersetzen, zentrale Monographien oder Sammelbände fehlen jedoch weitgehend.

Diese Feststellung verweist nicht nur auf ein wissenschaftliches Desiderat, sondern gleichzeitig auch auf ein relevantes Handlungsfeld im Umkreis hochschuldidaktischer Fragestellungen, zu dem gerade die empirische Text- und Gesprächsforschung einen wichtigen Beitrag leisten könnte. So hätte es gerade vor dem Hintergrund der zahlreichen Diskussionen um die Qualität der Lehre und die Umstrukturierung deutscher Hochschulen nahe gelegen, sich aus empirischer Perspektive mit dem zu beschäftigen, was im Rahmen der unterschiedlichen Lehr-Lern-Situationen realiter „der Fall ist“. Aber auch hier gibt es aus dem Bereich der linguistischen Pragmatik nur einzelne Ansätze, die weitgehend unverbunden nebeneinander stehen.

Vor diesem Hintergrund ging es uns im Rahmen der an der Westfälischen Wilhelms-Universität vom 15.-17. November 2007 durchgeführten Tagung unter dem Titel „Hochschulische Kommunikation – Kommunikative Prozesse zwischen wissenschaftlichen Anforderungen und didaktischen Notwendigkeiten“ darum, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Bereich der Sprachwissenschaft zusammenzubringen, die sich mit den angesprochenen Fragen hochschulischer Kommunikation im Rahmen ihrer Forschungen aus empirischer Perspektive auseinandergesetzt haben. Das Grundkonzept der Tagung war thematisch so angelegt, dass sowohl schriftliche und mündliche Formen des wissenschaftlichen Dialogs als auch unterschiedliche Gesprächskonstellationen berücksichtigt werden sollten. Didaktisch orientierte Anschlussüberlegungen auf der Grundlage gesicherter empirischer Untersuchungen sollten hierbei genau

¹ Siehe dazu Schlieben-Lange, Brigitte (1975): *Linguistische Pragmatik*. Stuttgart u. a.: Kohlhammer, 107.

den Schritt bilden, den sprachwissenschaftliche Untersuchungen ansonsten häufig schuldig bleiben.

Dieses Konzept, das sich bereits im Rahmen der Tagung als äußerst nützlich erwiesen hat, haben wir für den vorliegenden Band übernommen, indem wir die thematischen Schwerpunkte der Tagung ebenso beibehalten haben wie die Koppelung zwischen empirischen Befunden und hochschuldidaktischen Anschlussüberlegungen.

So stehen im vorliegenden Band in einem ersten thematischen Block unterschiedliche *Gesprächskonstellationen in der Hochschullehre* im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Gemeinsam ist den Untersuchungen, dass sie sich – bei allen verbleibenden methodischen Differenzen – als qualitativ-empirisch verstehen. Ausgehend von authentischen Kommunikationsdaten wird hier die Frage aufgeworfen, welche Perspektiven sich auf der Grundlage der vorliegenden Befunde sowohl für hochschulpolitische als auch hochschuldidaktische Zusammenhänge aufzeigen lassen:

Ausgehend von authentischen Lehr-Lern-Diskursen geht *Angelika Redder* der Frage nach, welche Formen der kommunikativen und kognitiven Wissensverarbeitung im Zusammenhang mit dem spezifisch deutschen Phänomen der „diskursiven Wissensvermittlung“ zu beobachten sind. Auf der Grundlage einer vergleichenden Auswertung transkribierter Originaldiskurse aus hochschulischen Lehrveranstaltungen mit den entsprechenden Mitschriften der Studierenden sollen die komplexen mentalen Prozesse beim universitären Wissenstransfer untersucht und im Hinblick auf ihre Möglichkeiten und Grenzen ausgelotet werden. Hierbei geht es Redder auch darum, die Auswirkungen der veränderten Studienbedingungen auf kontraproduktive Entwicklungen hin zu befragen.

Auch *Dorothee Meer* greift den Aspekt der diskursiven Wissensvermittlung am Beispiel hochschulischer Lehrveranstaltungen auf. Ausgehend von einem Auszug aus einer Seminarveranstaltung geht es der Verfasserin darum aufzuzeigen, dass die in der hochschulischen Lehr-Lern-Kommunikation quantitativ dominierende Gattung des Plenumsgesprächs eine deutliche Tendenz aufweist, zum Lehrendenmonolog zu werden. Diese Beobachtung ist u. a. deshalb als problematisch zu bewerten, weil Studierende vielfach auch im Laufe ihres Studiums nicht die Fähigkeit erwerben, selbständig argumentativ tätig zu werden. Aus einer solchen Perspektive ist es fragwürdig, ob gerade das Plenumsgespräch (mit seiner monologischen Tendenz) geeignet ist, diese Defizite auf Seiten der Studierenden aufzulösen.

Susanne Guckelsberger beschäftigt sich ebenfalls mit einer spezifischen Gattung hochschulischer Kommunikation: dem studentischen Referat. Ausgehend von einer umfassenden Untersuchung dieser Art der diskursiven Wissensverarbeitung in Lehrveranstaltungen fokussiert sie im vorliegenden Beitrag vor allem die

Schwierigkeiten von Studierenden beim verarbeitenden Umgang mit wissenschaftlichen Texten. Ihre Beobachtung, dass Studierende dazu neigen, die eristische Struktur der zu referierenden Texte zu verkennen, unterstreicht die Feststellung anderer Beiträge dieses Bandes, dass eine Vielzahl von Defiziten auf Seiten der Studierenden ihre Ursachen im Bereich einer fehlenden wissenschaftspropädeutischen Einführung haben.

Während die ersten drei Beiträge gesprächsanalytisch fundiert sind, stützt *Marta Fernández-Villanueva* ihre Überlegungen neben der Auswertung eines Korpus von Interviews mit Hochschullehrenden zusätzlich auf die quantitative Auswertung einer Fragebogenerhebung (an der Universität Barcelona). Im Mittelpunkt ihres thematischen Interesses steht die Frage, welche Möglichkeiten und Hindernisse die befragten Hochschullehrenden sehen, die traditionell monologische Gattung der Vorlesung durch interaktive Phasen zu entlasten. Die von den vorhergehenden Beiträgen aufgezeigten Probleme hinsichtlich des Erwerbs argumentativer wissenschaftlicher Kompetenzen auf Seiten der Studierenden kommen bei Fernández-Villanueva damit vorrangig aus der handlungspraktischen Planungsperspektive der Lehrenden in den Blick.

Holger Limberg bezieht sich mit seinem Forschungsbericht zur Untersuchung unterschiedlicher Formen mündlicher Hochschulkommunikation nicht auf eine spezifische Gattung. Er nutzt seine Analyse des Forschungsstands im anglo-amerikanischen Raum dazu, auf Desiderate des gesamten Forschungsfelds hinzuweisen. Während die vorrangig qualitativ-gesprächsanalytisch ausgerichteten Studien in Deutschland möglicherweise genau die Lücke füllen, die Limberg für den anglo-amerikanischen Raum beschreibt, gilt sein Feststellung, dass auch aus kulturvergleichender Perspektive noch ein umfangreicher Forschungsbedarf besteht, auch für die deutsche Hochschulforschung.

Insoweit passt der zweite thematische Block zur *Internationalisierung in der Hochschullehre* zu den von Limberg eingeforderten interkulturell ausgerichteten Untersuchungen. Im Mittelpunkt von drei der vier folgenden Beiträge steht die Funktion des Englischen als Lingua Franca eines Typs von Hochschulen, der sich sowohl im Hinblick auf seinen Anspruch als auch auf seine alltägliche Realität als international und damit als vielsprachig erweist.

Ausgehend von dieser Situation diskutiert *Annelie Knapp* exemplarisch die Frage der Realisierung innovativer hochschuldidaktischer Ansätze in den von Mehrsprachigkeit und Multikulturalität geprägten Studiengängen anhand eines Transkriptauszugs aus einer ingenieurwissenschaftlichen Lehrveranstaltung. Im Mittelpunkt des Auszugs steht der konkrete Fall einer Konfliktbearbeitung in der Lingua Franca „Englisch“ im Rahmen einer Vorlesung. Die Frage, die die Verfasserin hier aufwirft ist, ob und inwieweit der untersuchte Konflikt nicht vorrangig eine Folge der spezifischen sprachlichen Situation ist.

Die komplexe Wechselwirkung von sprachlichen, kulturellen und institutionellen Aspekten auf die Wahrnehmung von Interaktanten in einer Lingua Franca ist auch Gegenstand des Beitrags von *Juliane House* und *Magdalène Lévy-Tödter*. Anhand von zwei Beratungsgesprächen und einem retrospektiven Interview mit einem Lehrenden wird insbesondere die Frage der Autorität von Lehrenden bei mangelnden Sprachkompetenzen in der Lingua Franca diskutiert. Hierbei geht es darum, das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren genauer zu erfassen.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Magdalène Lévy-Tödter* stehen konkrete Akkomodationsstrategien einzelner Lehrender zur Überbrückung kulturbedingter Unterschiede in Lingua-Franca-Kontexten. Die Grenzen einzelner Strategien werden hier erneut anhand der Analyse von Transkriptdaten, im vorliegenden Fall von hochschulischen Sprechstundengesprächen, aufgezeigt. Insbesondere die Wahl des Sprachregisters scheint in diesem Kontext für die Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden von entscheidender Bedeutung zu sein.

Am Beispiel einer transkribierten Arbeitsbesprechung im Rahmen eines deutsch-chinesischen Hochschulkooperationsprojekts zeigt *Peter Jandok*, welche Auswirkung das mangelnde Bewusstsein der Interagierenden für die Kulturspezifika von Begriffen und Handlungspraktiken auf Planungsprozesse in einem fremden institutionellen Rahmen haben kann. Auf der Basis der Transkriptdaten wird veranschaulicht, wie die Anregungen eines deutschen Lehrenden aufgrund falscher Annahmen über den institutionellen Rahmen chinesischer Hochschulen eine nicht nur überraschende, sondern auch kontraproduktive Entwicklung auslösen.

Auch die Beiträge des dritten thematischen Blocks zum *Wissenschaftlichen Schreiben in der Hochschullehre* sind darauf ausgerichtet, empirisch gestützt danach zu fragen, welche konkreten Anschlussstellen sich für die Veränderung üblicher Umgangsweisen mit Fragen des wissenschaftlichen Schreibens im Bereich der Lehre stellen. Gemeinsam ist den Beiträgen sowohl auf präskriptiver als auch auf normativer Ebene die Beobachtung, dass der Übergang von einer studentischen zu einer wissenschaftlichen (oder zumindest einer akademischen) Identität sich auch hinsichtlich der angestrebten Schreibkompetenzen nur langsam vollzieht. Die Entwicklung von wissenschaftlichen Schreibkompetenzen wird somit durchgehend als ein Erwerbsphänomen betrachtet. Insoweit stellt sich für alle Beitragenden die Frage, wie dieser Prozess im Rahmen des Studiums gestützt werden kann und muss.

Julia Schmidt untersucht die Herausbildung einer eigenen wissenschaftlichen Identität anhand einer kontrastiven Untersuchung von wissenschaftlichen und studentischen Texten aus dem deutschen und dem amerikanischen Raum. Konkret betrachtet sie die Frage der akademischen Identitätsbildung anhand der Untersuchung von unterschiedlichen Formen der referenziellen Bezugnahmen der Schreibenden auf sich selbst. Trotz einiger (vermutlich) kulturell bedingten Un-

terschiede in der Entwicklung von deutschen und amerikanischen Schreiber/inne/n wird deutlich, dass Studierende in beide Kulturen auf identitätsunterstützende Maßnahmen angewiesen sind, wenn es ihnen in der knappen Zeit ihres Studiums gelingen soll, die konstitutiven Regeln ihres Fachs zu erkennen und für sich zu nutzen.

Dass diese Art der Unterstützung von Schreibentwicklungsprozessen in der Praxis häufig nicht vorhanden ist, wird anhand der beiden folgenden Beiträge deutlich. Ausgangspunkt der Überlegungen von *Andrea Bachmann-Stein* und *Stephan Stein* ist die Beobachtung einer Vielzahl schriftsprachlicher Defizite in studentischen Hausarbeitstexten auf sprach-formaler, morphologischer, textkonstitutiver und stilistischer Ebene. Aufbauend auf exemplarisch veranschaulichte eigene Erfahrungswerte nutzen Bachmann-Stein/Stein eine von ihnen selbst durchgeführte Befragung von Studierenden zu „Erfahrungen beim Abfassen von schriftlichen Hausarbeiten“, um Anhaltspunkte für die Verbesserung und Effektivierung der Beratung und Betreuung von Studierenden durch Hochschullehrer/innen zu gewinnen.

Auch die anschließenden Überlegungen von *Gabriele Graefen* gehen von der Vielzahl beobachtbarer schriftsprachlicher Defizite in studentischen Texten aus. Ihre Ausgangsthese ist hierbei, dass sich die Unterschiede zwischen den sprachlichen Fehlern von Muttersprachler/inne/n und Nichtmuttersprachler/inne/n im Bereich des wissenschaftlichen Schreibens immer weiter angeglichen haben. Die Gründe hierfür sieht sie im Zusammenspiel zwischen der fehlenden wissenschaftspropädeutischer Schulausbildung und der fehlenden Aufmerksamkeit der Hochschulen für (schreib)propädeutische Fragen der Studierenden. Aus didaktischer Perspektive entscheidend ist somit, dass die Ursachen für studentische Schreibprobleme weniger sprachlicher Natur sind, als vielmehr im fehlenden Verständnis der Lerner/innen für die Funktion wissenschaftlichen Arbeitens und wissenschaftlicher Texte liegen.

Genau hier setzt der Beitrag von *Katrin Lehnen* an: Lehnen stellt ein Seminar-konzept vor, in dessen Rahmen Studierende halboffene, leitfadengestützte Interviews mit Vertreter/inne/n anderer Fachbereiche durchführen und analysieren. Thema der Interviews bilden die spezifischen Schreibpraktiken des jeweiligen Fachs. Ziel ist es hierbei, den Seminarteilnehmer/inne/n einen Einblick in die spezifisch fachliche Prägung wissenschaftlicher Schreibprozesse zu ermöglichen. Die aus (schreib-)didaktischer Perspektive grundlegende Annahme des vorgestellten Konzepts besteht darin, dass Studierende ausgehend von den als „fremd“ wahrgenommenen Schreibpraktiken anderer Fächer die Regeln ihres eigenen Fachs verstehen und reflektieren lernen.

Melanie Brinkschule/Annett Mudoh thematisieren Fragen des Schreibprozesses am Beispiel der Schwierigkeiten ausländischer Studierender an deutschen Hochschulen. Allerdings stehen bei ihnen die Möglichkeiten und Beratungsleistung

hochschulischer Schreibzentren im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. In diesem Zusammenhang arbeiten die Autorinnen heraus, dass akademisch Schreibende in der L2 stärker als Muttersprachler/innen vor dem Problem stehen, dass inhaltliche und sprachliche Aspekte als eng miteinander vermischt wahrgenommen werden. Ausgehend von diesem spezifischen Problem arbeiten sie anhand der Diskussion von Erfahrungen eines irakischen Doktoranden heraus, welche Ressourcen von Studierenden und Doktorand/inn/en während ihres Schreibprozesses in der L2 gezielt genutzt werden können und welche Unterstützung sie in diesem Prozess benötigen.

Bei der Beschäftigung mit Fragen der *Virtuellen Kommunikation in der Hochschullehre* kann man bisher nur auf wenig analytische Vorerfahrungen zurückgreifen, weil das Phänomen vergleichsweise jung ist. Da sich angesichts der hohen Auslastung der Universitäten Formen virtueller Kommunikation in Lehre und Studienberatung in den letzten Jahren jedoch stark ausgebreitet haben, ist dies sicherlich ein Bereich, dem zukünftig deutlich mehr Aufmerksamkeit beizumessen sein wird.

Dies gilt v. a. für den Bereich der E-Mail-Kommunikation zwischen Studierenden und Lehrenden, der in den letzten Jahren eine rasante Ausweitung erfahren hat. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich *Jana Kiesendahl* mit der Frage, welche interaktionellen Probleme vor dem Hintergrund der unklaren Erwartungen und Annahmen auf Seiten von Lehrenden und Studierenden aus empirischer Perspektive zu beobachten sind. Sie stützt ihre Überlegungen zu positionsspezifisch bedingten Normkonflikten hierbei auf ein E-Mail-Korpus und auf eine online durchgeführte Befragung von Hochschullehrenden.

Anne Berkemeier, *Hans-Werner Huneke* und *Manfred Weiser* stellen ein Kooperationsprojekt zwischen den Pädagogischen Hochschulen Heidelberg und Freiburg mit dem Berufsbildungswerk Neckargemünd vor, das auf die Entwicklung von E-Learning-Modulen zur Förderung sprachlichen Informationsmanagements im beruflichen Schulwesen abzielt. Im Rahmen dieses Projekts geht es darum, dass Studierende als zukünftige Expert/inn/en für Lehr-Lern-Prozesse im Rahmen einer Lehrveranstaltung Selbstlernmaterial entwickeln, das sie anschließend gemeinsam mit den Schüler/inne/n evaluieren und ggf. überarbeiten. Die im Rahmen des Entwicklungsprozesses erhobenen Gesprächsdaten zwischen den Studierenden und den Schüler/inne/n werden hierbei genutzt, um Probleme und Potenziale des entwickelten Programms zu verdeutlichen.

Schaut man sich die Beiträge des vorliegenden Bandes insgesamt an, so geht es trotz einer Vielzahl verbleibender Unterschiede darum aufzuzeigen, dass es sich jenseits von medial und politisch gepflegten Stereotypen lohnt, im Detail zu untersuchen, mit welchen Problemen Lehrende und Studierende es im alltäglichen Prozess der Wissensvermittlung und der Wissensaneignung tatsächlich zu tun haben. Aus der Handlungsperspektive ist es hierbei entscheidend, dass alle Bei-

träge Möglichkeiten aufzeigen, wie die analysierten Problemstellen perspektivisch verändert werden können.

Aus einer solchen praktischen Perspektive deutet sich jenseits der konkreten analytischen Befunde in der Mehrzahl der vorliegenden Beiträge eine Tendenz an, die sich nicht ungebrochen in das allgemeine Bild der hochschulischen Reformprozesse der letzten Jahre einfügen lässt. So war hier – nicht zuletzt im Rahmen der Umstrukturierung der Hochschulen – eine erheblich Zunahme an Ratgeberliteratur und Schulungsangeboten für Studierende außerhalb des normalen Lehrbetriebs zu beobachten (u. a. universitäre Beratungsstellen, private Schulungsangebote, Schreibzentren). Insgesamt zeichnete sich hierbei die Tendenz ab, didaktische und propädeutische Fragen hochschulischer Lehr-Lern-Prozesse aus dem eigentlichen Studium auszulagern.

In den Beiträgen des vorliegenden Bandes deutet sich in diesem Zusammenhang jedoch eine Wende an, die dahin geht, die „Professionalisierung“ der Studierenden bzw. die Vermittlung von Schlüsselkompetenzen wieder in den Hände der Lehrenden zurückzuführen. Zum einen wird diese Veränderung der Perspektive in einigen Beiträgen damit begründet, dass das Heranführen an wissenschaftliches Arbeiten – insbesondere in der frühen Studienphase – die Gefahr mit sich bringt, auf die Studierenden wie ein leerer Gestus zu wirken. Zum anderen wird argumentiert, dass nur Lehrende in der Lage sind, bei Studierenden kognitive Prozesse über eine längere Zeit inhaltlich angemessen (kommunikativ) anzuregen und zu begleiten.

Konkret bedeutet dies zum einen, dass Lehrende in Fortbildungsmaßnahmen² für ihre Handlungsmöglichkeiten zur Verbesserung der schriftlichen wie mündlichen Leistungen von Studierenden sensibilisiert werden müssen, zum anderen heißt das, dass sie die vorliegenden Kenntnisse über typische Problemstellen inhaltlich gewendet in hochschulische Lehrveranstaltungen und Beratungsprozesse integrieren müssen. Damit machen diese Befunde deutlich, dass es eine Vielzahl von Koppelungspunkten zwischen empirischer Forschung und hochschuldidaktischen Umsetzungsperspektiven gibt, die nicht nur auf eine Verbesserung der konkreten Situation der Studierenden abzielen, sondern darüber hinaus ein gutes Beispiel für die praxisrelevanten Potenziale einer anwendungsorientierten Sprachwissenschaft zwischen empirischer Forschung und alltäglichem institutionellem Handeln sind.

Hamburg/Münster, März 2009

Magdalène Lévy-Tödter/Dorothee Meer

² Siehe dazu Meer, Dorothee/Spiegel Carmen (2009): Gesprächsanalytisch fundierte Fortbildungskonzepte. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung. (www.verlag-gespraechsforschung.de).